

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cortázar, Julio
Die geheimen Waffen

Erzählungen. Aus dem Spanischen von Rudolf Wittkopf

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 672
978-3-518-37172-5

suhrkamp taschenbuch 672

In diesem Band finden sich die fünf längsten Erzählungen des Autors, darunter die Meisternovelle *Der Verfolger*. Cortázar gibt eine manchmal dramatische, manchmal poetische und manchmal ironische Vision des modernen Menschen. Er zeigt beunruhigende Ambiguitäten auf: Konflikte und Extremsituationen geraten zum Spiegel menschlicher Bedingtheiten. Regelmäßig eintreffende *Briefe von Mama* werden ebenso zu einer Zwangsvorstellung wie die immer weiter ins Detail vorstoßenden Vergrößerungen eines Negativs in *Teufelsgeifer*, sei es, um ein Geschehen zu vergessen oder zu rekonstruieren. In *Die guten Dienste* begegnet Madame Francinet auf einer Party einem rätselhaft schönen jungen Mann. Wochen danach wird sie gebeten, bei der Beerdigung eines Modeschöpfers die Rolle der Mutter des Verstorbenen zu übernehmen. Als sie in dem Toten den jungen Partygast wiedererkennt, wird sie von Kummer überwältigt. *Der Verfolger* ist die Hommage Cortázars an den Jazzmusiker Charlie Parker und zugleich eine leidenschaftliche, halluzinatorische Analyse des künstlerischen Schaffens. Das Geheimnis der *Geheimen Waffen* soll dem Leser hier noch nicht verraten werden.

Julio Cortázar
Die geheimen Waffen

Erzählungen

Aus dem Spanischen von
Rudolf Wittkopf

Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1981
suhrkamp taschenbuch 672

© dieser Zusammenstellung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981

Copyrightangaben für die einzelnen Erzählungen
am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-37172-5

Inhalt

Die guten Dienste	7
Brief von Mama	40
Teufelsgeifer	65
Die geheimen Waffen	84
Der Verfolger	115

Die guten Dienste

*Für Marta Mosquera, die mir in Paris
von Madame Francinet erzählte.*

Seit einiger Zeit macht mir das Feueranzünden Mühe. Die Streichhölzer sind nicht mehr so wie früher, heute muß man sie mit dem Kopf nach unten halten und warten, bis die Flamme stark genug ist; das Holz ist naß, und so oft ich Frédéric auch bitte, mir trockene Kloben zu bringen, riechen sie immer feucht und brennen schlecht. Seit mir die Hände zu zittern begannen, macht mir alles viel mehr Mühe. Früher habe ich ein Bett in zwei Sekunden gemacht und die Bettücher sahen aus wie frisch gebügelt. Heute muß ich mehrmals um das Bett herumgehen und Madame Beauchamp wird ärgerlich und sagt, wenn sie mich stundenweise bezahle, so deshalb, damit ich mich nicht damit aufhalte, hier eine Falte zu glätten und da eine Falte zu glätten. All das, weil mir die Hände zittern und weil die Bettücher von heute nicht mehr so fest und stark sind wie früher. Doktor Lebrun hat gesagt, daß ich nichts hätte, ich solle nur ja auf meine Gesundheit achten, mich nicht erkälten und früh ins Bett gehen. »Und dieses Glas Wein alle Augenblicke, nicht wahr, Madame Francinet? Es wäre besser, wenn wir das ließen, und auch den Pernod am Mittag.« Doktor Lebrun ist ein junger Arzt, und seine Ansichten sind für die Jugend sicher sehr gut. Zu meiner Zeit hätte niemand geglaubt, daß Wein einem schaden könne. Und schließlich trinke ich ja nicht, was man trinken nennt, so wie die Germaine vom dritten Stock oder dieser Barbar von Félix, der Schreiner. Ich weiß nicht, warum ich da an den armen Monsieur Bébé denken muß, an dem Abend, als er mir ein Glas Whisky zu trinken gab. Monsieur Bébé! Ah, Monsieur Bébé! In der Küche der Wohnung von Madame Rosay, am Abend des Festes. Ich bin oft herausgekommen damals, bin noch von Haus zu Haus

gegangen und habe nach Stunden gearbeitet. Bei Monsieur Renfeld, im Haus der Schwestern, die Klavier- und Violinstunden gaben, in so vielen Häusern, alle sehr vornehm. Heute kann ich gerade noch dreimal in der Woche zu Madame Beauchamp gehen, und wie mir scheint, nicht mehr lange. Die Hände zittern mir so und Madame Beauchamp wird böse mit mir. Heute würde sie mich Madame Rosay nicht mehr empfehlen, und Madame Rosay würde nicht zu mir kommen, um mich zu holen, heute würde sich Monsieur Bébé nicht mit mir in der Küche treffen. Nein, Monsieur Bébé bestimmt nicht.

Als Madame Rosay zu mir in die Wohnung kam, war es schon spät und sie blieb nur ganz kurz. In Wirklichkeit besteht meine Wohnung aus einem einzigen Zimmer, aber da ich darin die Küche habe und das, was von den Möbeln übrigblieb, als Georges starb und man alles verkaufen mußte, darf ich es wohl mit Recht meine Wohnung nennen. Immerhin gibt es drei Stühle, und Madame Rosay streifte sich die Handschuhe ab, setzte sich und sagte, daß das Zimmer zwar klein, aber nett sei. Nicht daß mich der Besuch von Madame Rosay beeindruckt hätte, trotzdem wäre es mir lieber gewesen, besser gekleidet gewesen zu sein. Sie war ganz überraschend gekommen, und ich hatte den grünen Rock an, den man mir im Haus der Schwestern geschenkt hatte. Madame Rosay schaute sich überhaupt nicht um, das heißt, sie sah sich alles an, aber sie wandte ihren Blick sofort wieder ab, wie um sich von dem zu lösen, was sie gerade gesehen hatte. Sie zog immer ein wenig die Nase kraus; vielleicht störte sie der Zwiebelgeruch (ich mag Zwiebeln sehr) oder das Pipi des armen Minouche. Doch ich freute mich, daß Madame Rosay zu mir gekommen war, und ich sagte es ihr.

»Sicher doch, Madame Francinet. Auch ich freue mich, daß ich Sie angetroffen habe, ich habe ja so viel zu tun . . .« Sie rümpfte die Nase, so als wenn all das, was

sie zu tun hatte, schlecht rieche. »Ich wollte Sie bitten . . . Das heißt, Madame Beauchamp meinte, daß Sie am Sonntagabend vielleicht Zeit hätten.«

»Aber natürlich«, sagte ich. »Was kann ich am Sonntag nach der Messe schon machen? Ich sehe kurz bei Gustave herein und . . .«

»Ja, natürlich«, sagte Madame Rosay. »Wenn Sie am Sonntag frei sind, möchte ich gern, daß Sie mir im Haus helfen. Wir werden ein Fest geben.«

»Ein Fest? Meinen Glückwunsch, Madame Rosay.«

Aber Madame Rosay schien das gar nicht zu passen, sie stand plötzlich auf.

»Sie könnten in der Küche helfen, es wird viel zu tun geben. Wenn Sie um sieben kommen könnten, mein Majordomus wird Ihnen das Nötige erklären.«

»Natürlich, Madame Rosay.«

»Hier ist meine Adresse«, sagte Madame Rosay, und gab mir eine cremefarbene Karte. »Sind Ihnen fünfhundert Francs recht? Sagen wir sechshundert. Um Mitternacht werden Sie frei sein und können dann noch die letzte Metro erreichen. Madame Beauchamp hat mir gesagt, daß Sie zuverlässig sind.«

»Oh, Madame Rosay!«

Als sie ging, hätte ich beinahe aufgelacht bei dem Gedanken, daß ich ihr fast eine Tasse Tee angeboten hätte (ich hätte eine suchen müssen, die nicht angeschlagen ist). Manchmal bin ich mir nicht darüber im klaren, wen ich vor mir habe. Nur wenn ich in das Haus einer Dame gehe, nehme ich mich zusammen und rede wie ein Dienstmädchen. Das muß daher kommen, daß ich in meiner Wohnung Dienstmädchen von niemandem bin, oder daß ich meine, ich lebte immer noch in unserem Häuschen mit drei Zimmern, als Georges und ich in der Fabrik arbeiteten und wir keine Not litten. Vielleicht, weil ich immer den armen Minouche ausschelten muß, der unter dem Herd Pipi macht, meine ich, daß auch ich eine Dame bin wie Madame Rosay.

Als ich in das Haus gehen wollte, ist mir bei einem Schuh fast der Absatz abgebrochen. Ich sagte schnell: »Glück sei meine Zier, Teufel fort von hier.« Und klingelte.

Es öffnete ein Herr mit einem grauen Backenbart wie im Theater und sagte, ich solle hereinkommen. Es war eine riesige Wohnung, die nach Bohnerwachs roch. Der Herr mit dem Backenbart war der Majordomus und roch nach Benzoe.

»Gut, daß Sie gekommen sind«, sagte er und drängte mich, einen Flur entlang zu gehen, der zu den Zimmern der Dienstboten führte.

»Klingeln Sie noch einmal an der Tür dort links.«

»Madame Rosay hat mir nicht gesagt, was . . . «

»Die gnädige Frau hat Wichtigeres zu tun. Alice, das ist Madame Francinet. Geben Sie ihr eine von Ihren Schürzen.«

Alice führte mich in ihr Zimmer hinter der Küche (und was für eine Küche) und gab mir eine Schürze, die mir viel zu groß war. Madame Rosay schien sie beauftragt zu haben, mir alles zu erklären, doch zuerst hielt ich das mit den Hunden für einen Irrtum und sah Alice lange an, die Warze, die Alice unter der Nase hatte. Als wir durch die Küche gegangen sind, war alles, was ich hatte sehen können, so luxuriös und glänzend, daß der bloße Gedanke, diesen Abend dort zu verbringen, Kristallsachen zu spülen und die Tablets mit den Lekkerbissen, die man in diesen Häusern isst, vorzubereiten, schöner war, als ins Theater zu gehen oder aufs Land zu fahren. Vielleicht habe ich deswegen das mit den Hunden zuerst nicht verstanden und Alice groß angeguckt.

»Aber ja«, sagte Alice, die Bretonin war, was man sehr wohl merkte. »Die gnädige Frau hat's gesagt.«

»Wieso das? Und dieser Herr mit dem Backenbart, kann der sich nicht um die Hunde kümmern?«

»Herr Rodolos ist der Majordomus«, sagte Alice mit heiligem Respekt.

»Gut, wenn nicht er, dann sonst jemand. Ich verstehe nicht, warum ausgerechnet ich.«

Alice wurde auf einmal patzig.

»Und warum nicht, Madame . . .?«

»Francinet, zu dienen!«

»Madame Francinet? Das ist keine schwere Arbeit. Fido ist der schlimmste, das Fräulein Lucienne hat ihn sehr schlecht erzogen . . .«

Sie erklärte mir alles, war wieder liebenswürdig wie Honig.

»Immer wieder ein Stück Zucker, und ihn auf den Schoß nehmen. Auch Monsieur Bébé verzieht ihn, wenn er kommt, er verwöhnt ihn zu sehr, Sie verstehen . . . Aber Médor ist sehr brav, und Fifine wird sich nicht aus ihrer Ecke rühren.«

»Dann gibt es«, sagte ich, immer noch ganz verdattert, »dann gibt es also mehrere Hunde.«

»Aber ja, viele.«

»Und das in einer Wohnung!« entfuhr es mir. Ich konnte nicht verbergen, daß ich darüber entrüstet war.

»Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, Frau . . .«

»Fräulein.«

»Verzeihen Sie. Aber zu meiner Zeit, Fräulein, lebten Hunde in Hundehütten, das können Sie mir glauben, denn mein seliger Gatte und ich hatten ein Haus neben der Villa von Monsieur . . .« Aber Alice ließ mich nicht ausreden. Nicht, daß sie etwas einwandte, aber es war ihr anzusehen, daß sie ungeduldig war, und sowas merke ich immer sofort. Ich schwieg, und sie erklärte mir dann, daß Madame Rosay Hunde über alles liebe, und daß der gnädige Herr alle ihre Marotten respektiere. Und dann war da noch ihre Tochter, die ihre Liebe für Hunde geerbt hatte.

»Das gnädige Fräulein ist ganz vernarrt in Fido, und sicher wird sie eine Hündin von der gleichen Rasse kaufen, damit sie Junge kriegen. Es gibt nur sechs: Médor, Fifine, Fido, die Petite, Chow und Hannibal. Fido ist

der schlimmste, das Fräulein Lucienne hat ihn sehr schlecht erzogen. Hören Sie ihn nicht? Er bellt sicher im Empfangszimmer.«

»Und wo soll ich auf sie aufpassen?« fragte ich wie beiläufig, damit Alice nicht meine, ich sei gekränkt.

»Monsieur Rodolos wird Sie ins Hundezimmer führen.«

»Die haben also ein Zimmer, die Hunde?« sagte ich, immer noch mit gleichgültiger Stimme. Alice traf im Grunde keine Schuld, aber um die Wahrheit zu sagen, hätte ich sie am liebsten geohrfeigt.

»Natürlich haben sie ihr Zimmer«, sagte Alice. »Die gnädige Frau möchte, daß jeder Hund auf seiner Matratze schläft, und hat ein Zimmer für sie allein herrichten lassen. Wir werden noch einen Stuhl hineinstellen, damit Sie sitzen können, wenn Sie sie beaufsichtigen.«

Ich band mir die Schürze so fest wie möglich um und wir gingen wieder in die Küche. In eben dem Augenblick öffnete sich eine andere Tür und Madame Rosay kam herein. Sie trug eine blaue *robe de chambre*, mit weißem Pelz verbrämmt, und ihr Gesicht war voller Creme. Sie sah, mit Verlaub, wie eine Torte aus. Aber sie war sehr liebenswürdig und es war ihr anzusehen, daß sie sehr erleichtert war, als sie mich erblickte.

»Ah, Madame Francinet. Alice wird Ihnen schon gesagt haben, worum es sich handelt. Vielleicht können Sie später bei etwas anderem, was nicht schwer ist, behilflich sein, Gläser abtrocknen oder so etwas, aber die Hauptsache ist, daß Sie meine Lieblinge ruhig halten. Sie sind allerliebst, aber sie vertragen sich nicht, wenn sie zusammen sind, vor allem nicht, wenn man sie allein läßt; sofort zanken sie sich, und ich kann den Gedanken nicht *ertragen*, daß Fido Chow beißt, den armen Kleinen, oder daß Médor . . .« sie senkte die Stimme und kam etwas näher. »Außerdem werden Sie sehr auf die Petite aufpassen müssen, sie ist ein Spitz mit reizenden

Augen. Ich glaube, daß . . . es wird bei ihr bald soweit sein . . . und ich möchte nicht, daß Médor oder daß Fido . . . Sie verstehen. Morgen werde ich sie in unser Landhaus bringen lassen, doch bis dahin möchte ich, daß man auf sie aufpaßt. Ich weiß wirklich nicht, wo sie sonst hintun, als zu den anderen in ihr Zimmer. Armer Schatz, so verschmust! Ich könnte mich des Tierhens den ganzen Abend nicht erwehren. Sie werden sehen, daß sie Ihnen keine Arbeit machen werden. Im Gegen teil, es wird für Sie ein Vergnügen sein zu sehen, wie intelligent sie sind. Ich werde ab und zu hereinschauen, um zu sehen, wie es geht.«

Mir war klar, daß dies keine bloße Liebenswürdigkeit war, sondern eine Warnung, aber Madame Rosay lächelte immer noch unter der nach Blumen duftenden Creme.

»Lucienne, meine Tochter, wird natürlich auch kommen . . . Sie kann ohne ihren Fido nicht sein. Sie schläft sogar mit ihm, stellen Sie sich vor . . .« Aber dies letzte sagte sie zu jemandem, an den sie gerade denken mußte, denn gleichzeitig drehte sie sich um, um hinauszugehen, und ließ sich nicht wieder blicken. Alice, die sich auf den Tisch stützte, sah mich ganz blöde an. Nicht daß ich Menschen verachtete, aber sie sah mich ganz blöde an.

»Wann beginnt das Fest?« fragte ich, und ich merkte, daß ich, ohne es zu wollen, im Tonfall von Madame Rosay sprach, in dieser Art, die Fragen etwas an der Person vorbei zu richten, so als frage man einen Kleider ständer oder eine Tür.

»Es wird gleich beginnen«, sagte Alice, und Monsieur Rodolos, der in dem Augenblick hereinkam und sich einen Fussel von seinem schwarzen Anzug pickte, nickte gewichtig.

»Ja, sie werden gleich kommen«, sagte er und machte Alice ein Zeichen, damit sie sich um ein paar prächtige silberne Tabletts kümmere. »Monsieur Fréjus und Monsieur Bébé sind schon da, sie möchten Cocktails.«

»Die sind immer die ersten«, sagte Alice. »Dann trinken sie . . . Ich habe Madame Francinet schon alles erklärt, auch Madame Rosay hat ihr gesagt, was sie zu tun hat.«

»Ah, ausgezeichnet! Dann werde ich sie am besten in das Zimmer führen, wo sie bleiben soll. Später werde ich dann die Hunde holen; der Herr und Monsieur Bébé spielen mit ihnen im Empfangszimmer.«

»Das Fräulein Lucienne hatte Fido in ihrem Schlafzimmer«, sagte Alice.

»Ja, sie wird ihn Madame Francinet selbst bringen. Inzwischen, wenn Sie bitte mit mir kommen möchten . . .«

So sah ich mich dann auf einem alten Armstuhl sitzen, genau in der Mitte eines riesigen Raums voller Matratzen auf dem Boden, auch gab es eine Hütte mit Strohdach, ähnlich den Negerhütten, die, wie der Herr Rodolos mir erklärte, eine Kaprice von Fräulein Lucienne war und ihrem Fido gehörte. Die sechs Matratzen lagen wahllos herum, und es gab Näpfe mit Wasser und Futter. Die einzige Lampe hing direkt über meinem Kopf und erhellt den Raum nur schwach. Ich sagte das dem Herrn Rodolos, und daß ich Angst hätte einzuschlafen, wenn nur die Hunde um mich wären.

»Oh, einschlafen werden Sie nicht, Madame Francinet«, antwortete er mir. »Die Hunde sind zwar sehr zutraulich, aber sie sind schlecht erzogen und man muß sich die ganze Zeit mit ihnen abgeben. Warten Sie hier einen Augenblick.«

Als er die Tür schloß und mich allein ließ, mitten in diesem so seltsamen Raum sitzend, bei dem Hundeggeruch (obgleich ein reinlicher Geruch) und all den Matratzen auf dem Boden, kam ich mir etwas merkwürdig vor, es war fast wie im Traum, vor allem bei diesem gelben Licht über dem Kopf und der Stille. Sicher würde die Zeit schnell vorübergehen und es würde nicht so schlimm sein, aber dauernd hatte ich so ein Gefühl, als würde etwas nicht ganz stimmen. Nicht gerade deswe-

gen, weil man mich dafür geholt hatte, ohne mir vorher etwas davon zu sagen, aber vielleicht, weil es seltsam war, diese Arbeit verrichten zu müssen, oder weil ich fand, daß das nicht richtig war. Der Boden glänzte, so blank war er, die Hunde, das war klar, verrichteten ihre Notdurft woanders, denn es roch überhaupt nicht, außer nach ihnen selbst. Das schlimmste war, allein zu sein und zu warten, und ich habe mich geradezu gefreut, als das Fräulein Lucienne mit Fido auf dem Arm hereinkam, einem scheußlichen Pekinesen (ich kann Pekinesen nicht ausstehen), und der Herr Rodolos kam, wieder und wieder die anderen fünf Hunde rufend, bis sie alle in dem Raum waren. Das Fräulein Lucienne war entzückend, ganz in Weiß, wie sie war, und sie hatte platinblondes Haar, das ihr bis auf die Schultern fiel. Sie küßte und streichelte Fido lange, ohne sich um die anderen Hunde zu kümmern, die Wasser schlabberten und herumtollten, und dann brachte sie ihn mir und sah mich zum ersten Mal an.

»Sie sind die, die auf sie aufpassen soll?« fragte sie. Sie hatte eine etwas schrille Stimme, aber ich muß zugeben, daß sie sehr hübsch war.

»Ich bin Madame Francinet, zu dienen!« sagte ich, sie begrüßend.

»Fido ist sehr zart und empfindlich. Hier, nehmen Sie ihn! Ja, in die Arme. Er macht Sie nicht schmutzig, ich selbst bade ihn jeden Morgen. Wie gesagt, er ist sehr zart und empfindlich. Lassen Sie nicht zu, daß er sich unter *diese da* mischt. Und geben Sie ihm ab und zu etwas Wasser.«

Der Hund blieb ruhig auf meinem Schoß liegen, trotzdem ekelte ich mich etwas vor ihm. Eine riesige Dogge voller schwarzer Flecken kam und begann an ihm zu schnuppern, wie Hunde das tun, und das Fräulein Lucienne stieß einen Schrei aus und gab ihr einen Fußtritt. Der Herr Rodolos rührte sich nicht von der Tür, er war das offensichtlich gewohnt.

»Fort, fort!« kreischte das Fräulein Lucienne. »Genua das darf nicht passieren, und Sie dürfen das nicht zulassen. Mama hat es Ihnen schon gesagt, nicht wahr? Röhren Sie sich nicht von hier weg, bis die Party zu Ende ist. Und wenn Fido sich nicht wohlfühlt und anfängt zu wimmern, klopfen Sie an die Tür, damit *der da* mich ruft.«

Noch einmal nahm sie den Pekinesen in den Arm und küßte ihn so lange, bis er zu winseln begann, dann ging sie, ohne mich anzusehen, hinaus. Monsieur Rodolos blieb noch einen Augenblick.

»Die Hunde sind nicht böse, Madame Francinet«, sagte er zu mir. »Aber sollten Sie irgendwelche Schwierigkeiten haben, klopfen Sie an die Tür und ich werde kommen. Nur ruhig Blut«, fügte er hinzu, als wäre ihm das im letzten Augenblick eingefallen, und ging hinaus, wobei er die Tür sehr behutsam hinter sich schloß. Ich fragte mich, ob er von außen nicht den Riegel vorgeschoben hatte, aber ich widerstand der Versuchung nachzusehen, denn dann wäre mir sicher noch weniger wohl gewesen.

Tatsächlich war es nicht schwer, die Hunde zu hüten. Sie zankten sich nicht, und was Madame Rosay von der Petite gesagt hatte, stimmte nicht, jedenfalls war es noch nicht soweit. Natürlich setzte ich, kaum war die Tür geschlossen, den widerwärtigen Pekinesen auf den Boden und ließ ihn ruhig mit den anderen herumtollen. Er war der Schlimmste, suchte die ganze Zeit Streit mit den anderen, doch die taten ihm nichts, sie schienen ihn sogar aufzufordern, mit ihnen zu spielen. Dann und wann schlabberten sie etwas Wasser oder fraßen das herrliche Fleisch in den Näpfen. Mir lief, mit Verlaub zu sagen, fast das Wasser im Munde zusammen, als ich dieses herrliche Fleisch in den Näpfen sah.

Manchmal hörte man sehr weit weg jemanden lachen, aber ich weiß nicht, ob das stimmte, denn soviel ich wußte, wollte man Musik machen (Alice hatte das in der

Küche gesagt), und es kam mir auch so vor, als hörte ich ein Klavier, aber vielleicht aus einer anderen Wohnung. Die Zeit wurde mir sehr lang, vor allem wegen der einzigen Lampe, die über mir von der Decke hing und deren Licht ganz gelb war. Vier der Hunde waren bald eingeschlafen, und Fido und Fifine (ich weiß nicht, ob es Fifine war, aber ich meinte, sie müßte es sein) spielten eine Weile miteinander, indem sie sich in die Ohren bissen, schlabberten danach viel Wasser und legten sich nebeneinander auf eine Matratze. Manchmal meinte ich, draußen Schritte zu hören, und beeilte mich, Fido auf die Arme zu nehmen, für den Fall, daß das Fräulein Lucienne hereinkäme. Aber es kam niemand und viel Zeit verging, bis ich anfing, auf dem Stuhl einzuduseln, wie gern hätte ich das Licht ausgemacht, mich auf eine der freien Matratzen gelegt und richtig geschlafen.

Ich muß sagen, daß ich froh war, als Alice mich endlich holen kam. Alice hatte ein hochrotes Gesicht, und man konnte sehen, daß sie vom Fest und von all dem, was sie in der Küche mit den anderen Dienstmädchen und mit Monsieur Rodolos geschwatzt haben mochte, noch ganz erregt war.

»Madame Francinet, Sie sind ein Goldstück«, rief sie aus. »Die gnädige Frau wird sich bestimmt sehr freuen und Sie jedesmal holen, wenn ein Fest gegeben wird. Die letzte, die kam, brachte es nicht fertig, sie ruhig zu halten, das Fräulein Lucienne mußte aufhören zu tanzen und kommen, um sich um sie zu kümmern. Sehen Sie nur, wie schön sie schlafen!«

»Sind die Gäste schon gegangen?« fragte ich, wegen ihres Lobes etwas beschämt.

»Die Gäste ja, aber es gibt einige, die wie zur Familie gehören und immer noch etwas bleiben. Alle haben viel getrunken, das kann ich Ihnen flüstern. Selbst der gnädige Herr, der zu Hause sonst nie trinkt, er kam sehr zufrieden in die Küche und hat Ginette und mich geneckt und Scherze darüber gemacht, wie gut das Abendessen

serviert worden sei, und hat jedem von uns hundert Francs geschenkt. Ich glaube, daß man auch Ihnen ein Trinkgeld geben wird. Das Fräulein Lucienne und ihr Verlobter tanzen immer noch, und Monsieur Bébé und seine Freunde sind dabei, sich zu kostümieren.

»Dann muß ich also noch bleiben?«

»Nein, die gnädige Frau hat gesagt, wenn der Herr Abgeordnete und die anderen gegangen sind, solle man die Hunde herauslassen. Es macht ihnen Spaß, im Salon mit ihnen zu spielen. Ich werde Fido mitnehmen, und Sie brauchen nur mit mir in die Küche zu kommen.«

Ich folgte ihr, hundemüde, aber voller Neugier, etwas von dem Fest zu sehen, seien es auch nur die Gläser und die Teller in der Küche. Die sah ich denn auch, sie standen haufenweise überall herum, auch leere Champagner- und Whiskyflaschen, in einigen noch ein Schluck. In der Küche hatten sie Leuchtröhren mit bläulichem Licht, und beim Anblick so vieler weißer Schränke, so vieler Regale, auf denen das Tafelbesteck und die Töpfe glänzten, war ich wie geblendet. Ginette war eine kleine Rothaarige, die auch sehr aufgeregzt war und Alice kichernd und gestikulierend empfing. Sie schien ziemlich frech zu sein, wie so viele heutzutage.

»Machen die immer noch weiter?« fragte Alice, zur Tür blickend.

»Ja«, sagte Ginette und krümmte sich vor Lachen.
»Ist das die Frau, die auf die Hunde aufgepaßt hat?«

Ich hatte Durst und war müde, aber sie boten mir nichts an, nicht einmal einen Stuhl. Sie waren von dem Fest, von alledem, was sie gesehen hatten, während sie bei Tisch servierten oder am Eingang die Mäntel entgegennahmen, viel zu begeistert. Es klingelte, und Alice, die immer noch den Pekinesen auf den Armen hatte, lief hinaus. Monsieur Rodolos kam herein, ging, ohne mich anzusehen, durch die Küche und kam sogleich wieder mit den fünf Hunden zurück, die vor Freude um ihn herumsprangen. Ich sah, daß er die Hand voller Zuckerstücke

hatte, die er an sie verteilte, damit sie ihm in den Salon folgten. Ich stützte mich auf den großen Tisch in der Mitte der Küche und versuchte, Ginette nicht groß zu beachten, die, kaum daß Alice zurückkam, wieder über Monsieur Bébé und die Kostüme schwatzte, über Monsieur Fréjus und über den Pianisten, der die Schwind-sucht haben mußte, und darüber, wie das Fräulein Lucienne mit ihrem Vater eine Auseinandersetzung gehabt hatte. Alice nahm eine der halbleeren Flaschen und setzte sie an den Mund, in einer ordinären Weise, die mich so schockierte, daß ich nicht wußte, wohin ich sehen sollte; aber noch schlimmer war, daß sie die Flasche dann der Rothaarigen reichte, die sie vollends leerte. Die beiden lachten, als hätten auch sie während des Festes viel getrunken. Vielleicht kam ihnen deshalb nicht in den Sinn, daß ich vielleicht Durst haben könnte. Hätten sie einen klaren Kopf gehabt, hätten sie es sicher gemerkt. Die Menschen sind nicht schlecht, aber sie sind oft so unaufmerksam, weil sie sich um das, was um sie her geschieht, nicht kümmern; wie im Bus, in den Kaufhäusern und in den Büros.

Es klingelte wieder und die beiden Mädchen liefen hinaus. Man hörte lautes Gelächter und ab und zu das Klavier. Ich verstand nicht, warum sie mich warten ließen; sie brauchten mich nur zu entlohnern und mir erlaubten zu gehen. Ich setzte mich an den Tisch und stützte mich auf die Ellbogen. Vor Müdigkeit fielen mir die Augen zu, und deshalb hatte ich nicht gemerkt, daß jemand in die Küche gekommen war. Zuerst hörte ich ein Klinnen von Gläsern, die aneinanderstießen, und ein sehr leises Pfeifen. Ich dachte, es sei Ginette, und wandte den Kopf, um sie zu fragen, was sie mit mir zu tun gedachten.

»Oh, verzeihen der Herr«, rief ich aus und erhob mich. »Ich wußte nicht, daß Sie hier sind.«

»Ich bin nicht da, ich bin nicht da«, sagte der Herr, der sehr jung war. »Loulou, komm doch mal!«

Er schwankte etwas und lehnte sich gegen eines der Regale. Er hatte ein Glas mit einem weißen Getränk gefüllt und hielt es gegen das Licht, so als mißtraue er der Flüssigkeit. Die Loulou, nach der er gerufen hatte, kam nicht, weshalb der junge Herr auf mich zukam und mich bat, doch wieder Platz zu nehmen. Er war blond, sehr blaß und weiß gekleidet. Als mir bewußt wurde, daß er mitten im Winter weiß gekleidet war, fragte ich mich, ob ich nicht träume. Das ist keine Redensart, denn immer, wenn ich etwas Seltsames sehe, frage ich mich buchstäblich, ob ich nicht träume. Es könnte ja sein, denn manchmal träume ich seltsame Dinge. Aber der Herr war da, er lächelte, sah dabei müde und fast gelangweilt aus. Es jammerte mich zu sehen, wie bleich er war.

»Sie müssen die sein, die auf die Hunde aufpaßt«, sagte er und führte das Glas an den Mund.

»Ich bin Madame Francinet, zu dienen!« sagte ich. Er war ja so sympathisch und ich fürchtete mich überhaupt nicht vor ihm. Vielmehr hatte ich den Wunsch, ihm einen Dienst erweisen zu dürfen, ihm irgendwie gefällig zu sein. Da blickte er wieder zur halb geöffneten Tür.

»Loulou! Kommst du? Hier gibt's Wodka. Warum haben Sie geweint, Madame Francinet?«

»Oh, nicht doch, der Herr. Ich muß gegähnt haben, kurz bevor Sie hereinkamen. Ich bin etwas müde, und das Licht in dem Zimmer der . . . in dem anderen Zimmer war sehr trüb. Wenn man gähnt . . .«

» . . . tränen einem die Augen«, sagte er. Er hatte glänzend weiße Zähne, und seine Hände waren so weiß, wie ich das bei einem Mann noch nie gesehen hatte. Sich plötzlich aufrichtend, ging er auf einen jungen Mann zu, der schwankend hereinkam.

»Dies ist die Frau«, erklärte er ihm, »die uns diese scheußlichen Viecher vom Leibe gehalten hat. Sag Guten Abend, Loulou.«

Ich erhob mich wieder und grüßte. Doch der Mann mit dem Namen Loulou sah mich nicht einmal an. Er